

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 7

Artikel: Aus einem Kinderleben

Autor: Siebel, Johanna

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635662>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

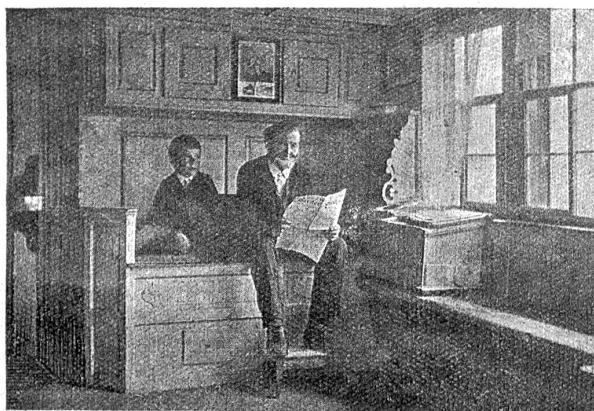
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mir nur daran gelegen, Eure Baken dem Wirt in seine Taschen zu legen! Sollte ich mit diesem „Animier-Brieflein“ aber doch erreicht haben, daß das eine oder andere



Wohnstube in Sürth (erbaut 1620).

seinem „Gluscht“ folgend dem Toggenburg einen Besuch abstattet, würde es mich als eifrigste Leserin der „Berner Woche“ herzlich freuen, auf meinem ausichtsreichen, gastfreien „Rosenbühl“ einen echten Bernerbesuch zu erhalten und grüße ich Euch in dieser Vorfreude recht herzlich.

G. S.-J.

Ehrfurcht.

Zieh', freier Schweizer, deinen Hut
Vor uns'rer Berge ew'gem Schein!
Es soll, der Heimat höchstem Gut,
Ein freier Gruß beschieden sein.

Du ziehst den Hut vor Mandem wohl
Für deitres Alltags Hab und Brot,
Vor Häuptern, die so starr und hohl,
Um einer Höflichkeit Gebot.

Wie sind doch diese Menschen klein
Und wie ist ihr Gebaren groß!
Selten, daß einer tief und rein
Und daß sein Herz von Fesseln los.

Noch prunkt des Geßlers eitler Hut:
Das Sinnbild ist's der neuen Zeit!
Noch braucht es eines Tellen Mut
Und eine starke Einigkeit.

Blick' auf! Hoch über Mensch und Tand
Die Berge stehn und halten Wacht.
Zieh' deinen Hut! Dem Heimatland
In Ehrfurcht sei dein Gruß gebracht!

Ernst Oser.

Aus einem Kinderleben.

Skizze von Johanna Siebel.

Die kleine Meta fürchtet sich in dem Hause.

Sie hat den Papa den ganzen Tag nicht gesehen, nicht vor der Schule, nicht nachher. Und als sie an seine Tür geklopft, da hat er nicht aufgemacht, und auf ihr Rufen hat er keine Antwort gegeben, und es ist doch jemand im Zimmer; es ist dem Kinde, als dränge ein dumpfes Schluchzen aus dem verschlossenen Raum. „Weinst du, Papa?“

Als keine Antwort kommt, ist Meta zitternd von der Schwelle geschrillt, hin zu dem Bettchen des kleinen Rudi. Aber der schlafst sich und friedsam fest und merkt nichts von der drückenden Traurigkeit, die auf leisen, unheim-

lichen Sohlen durch das Haus huscht und niederkauert in jedem Winkel der freundlichen Wohnung. Meta wird immer wirrer und angstvoller zumute. Wenn ihr nur wer



In der Ahnenstube (Toggenburg).

sagen könnte, warum das Haus so leer, warum ihr so bang, warum der Vater weint und sein klein Mädel nicht zu sich einläßt!

Aber da ist niemand.

Wenn doch nur die Mama da wäre! Meta wird plötzlich von einer großen, wilden Sehnsucht ergriffen, die runden Arme um der Mutter Hals zu schlingen, das glühende Köpfchen an ihrer Brust zu bergen.

Die Mama sollte doch endlich wieder da sein!

Schon seit acht Tagen hat der Papa täglich auf Metas ungeduldiges Fragen erwidert: „Bald, Kind, bald, vielleicht schon morgen! Die Tanten in der großen Stadt haben die Mama eben auch lieb.“

Und Meta ist allabendlich der Post entgegengelaufen, bis weit auf die Höhe, wo die Landstraße sich ebener durch das tannenbewachsene, bachdurchmurmelte Talgelände windet, und hat angestrengt geschaut und gespannt gewartet und hat von Zeit zu Zeit das kleine Ohr auf die harte, weißstaubige Landstraße gelegt, um vielleicht vor dem Erblicken der Kutsche das Getrampel der Pferdehufe in der feinen Bodenerhüttung zu verspüren. Sie hat von weitem gewinkt, wenn der Postwagen in Sicht kam, und ist erschaundernd und enttäuscht nach Hause gekehrt, wenn die gelbe Kutsche schon lange über das holzige Plaster des Städtchens gerumpelt, und hat sich über das Bettchen des kleinen Bruders geneigt: „Sie ist noch immer nicht zurückgekommen, Rudi!“ —

„Ob wohl Tante Marie etwas von der Mutter weiß?“ grübelt Meta. „Die hat vielleicht einen Brief, die ist ja Mamas liebe Freundin!“

Als Meta an der Küchentür vorbeikommt, führt Mina gerade die grobe blaue Schürze an die Augen und seufzt vor sich hin: „Ne, is et möglich! Wer hätte dat von der Frau jedacht, so jut wie sie war zu einem!“

„Was denn nur?“ denkt Meta und wagt vor lauter Bangigkeit doch kaum zu fragen: „Was hast du denn, Mina, was ist nur?“

Mina setzt mit einem schweren Ruck die Petroleumflasche nieder, die sie gerade im Laden hat füllen lassen:

„Ne, Metachen, dat kann ich dir wahrhaftig nich sagen, dat bring ich nich übert Herz, du arm Dierchen, du klein verlassen Stümpchen!“ Mina schneuzt sich die Nase und setzt dann energischer hinzu: „Et jeht mich ja auch jarnix an; aber et wird wohl so sein, wenn et auch weiß Gott eine schwere Sünde is. Aber so kleine Mädel wie du verstehen so wat noch nich, un dat is auch jut so. Et soll in dem Brief jestanden haben, den der Herr heut früh oder jestern abend gekriegt hat. Ich mein doch so, ich hätt et jefühlt, dat et en Unlüx jibb...“

Meta ist durch Minas Reden nicht klüger geworden, wohl aber verwirrter. Sie schüttelt verlegen das Köpfchen, wagt nicht weiter zu fragen, und als Mina jetzt mit neuem schwerem Seufzen sich an die Arbeit begibt, beeilt sich Meta, das Haus zu verlassen.

Sie läuft durch die lange Hauptstraße des Städtchens; die Frühlingsonne flimmert warm auf den grauen Pflastersteinen. Die Faulbäume in den vereinzelten Häusergärten, deren moos- und löwenzahnbedeckte Mauern die Straßen begrenzen, duften in herber Würzigkeit.

Einmal hört Meta, wie eine Frau zu einer andern sagt: „Sieh uns, da läuft et Karl Webers Metachen! Dat arme Kind! Un der arme kleine Junge! Wie alt mach he doch wohl sein? Wart uns: vorig Jahr im Mai is unser Hul-dachen geboren, jo, dann wird dat wohl stimmen, dann wird dat Jüngelchen jeß auch en Jahr oder so erum sein. Ne, wie kann me 't nur übert Herz bringen! Zwei so kleine Würmchen! Dat Wichen da is auch nich mehr als en Jahr acht oder so... Aber die hatte en paar Augen im Kopf! Dat sah me der schon an, dat war eine Sirene, oder wie me dat nennt; im Blättchen war ens sone Te-schicht... Dat Biest“

„So, ich hab et auch immer gesagt“, nicht die andere.

Meta läuft weiter, drängt trotz aller herzlosenden Begier fort aus der Hörweite der Frauen.

Wenn sie nur erst bei Tante Marie ist, wenn sie nur erst die Arme um deren Hals und den wirren Kopf an deren liebewarmes Herz betten kann!

Nun stolpert Meta die große steinerne Treppe zu Tante Mariens Haus hinan.

Nun ist sie im Kinderzimmer.

„Wo ist die Tante?“ fragt sie Fritz und Marielchen.

„Im Schlafzimmer“, sagen die beiden Kinder und schauen Meta groß und neugierig und ein wenig verlegen, unsicher an. „Deine Tante Malchen ist bei ihr“, fügen sie hastig hinzu, als Meta schnell die Klinke zur Schlafzimmertür niederdrücken will. „Tante Malchen?“ murmelt das Kind in schmerzlicher Enttäuschung.

„Und Mama ist frank“, fährt Marielchen wichtig und alftlug fort und schaut die kleine Meta immer forschender und neugieriger an, so, als wäre das Kind von gestern auf heute etwas Besonderes, Außergewöhnliches geworden. „Weißt du, es ist wegen deiner Mama, da hat sie die schlimmen Kopfschmerzen bekommen...“ Und kindergrausam fügt sie hinzu: „Es darf niemand zu unserer Mama!“

Seit Meta weiß, daß Tante Malchen da drinnen, hat sie auch gar nicht den Wunsch mehr, die Schlafzimmertür zu öffnen.

Sie nähert das Ohr dem Schlüsselloch: „Seid still!“ bittet sie die Kinder. Meta weiß, daß es häßlich ist zu horchen; aber sie kann nicht anders. Sie muß so oder so wissen, was sich ereignet hat. Die Spannung ihrer kleinen ahnungsschweren Seele ist zu groß geworden.

„O bitte, seid doch still!“ ruunt sie jetzt in flehender Erregtheit den spielenden Kindern zu. „Ich muß doch hören, was die da drinnen sagen... Wirklich, ich muß.“

Da spielen die lebhaften Kinder leiser.

Meta legt sich jetzt flach auf den Boden und bringt das Ohr ganz dicht an die Türzarge; sie hat erstaunt, daß der Spalt da unten breiter ist.

Vielleicht, daß sie so besser hören kann!

Auf dem feinen lieblichen Gesichtchen liegt ein gespanntes Läuschen, das der holden Kindlichkeit der Züge einen eigen-tümlichen alten Ausdruck gibt.

Und wie das Kind so still und horchend auf der Schwelle liegt, wird das schmerzliche Verstörtheit, der Schrecken in den blauen dunklen Augen tiefer.

Fritz und Marielchen schauen in halb bellommener, halb mitleidiger Neuerlegenheit auf das kleine Mädelchen. Von Zeit zu Zeit wispern sie miteinander. Dann kommt in die weiten verschreiten Augen Metas ein zorniges Funkeln, sie

ballt die Händchen zur Faust und stößt gequält hervor: „Das sollt ihr nicht sagen, das dürft ihr nicht sagen! Es ist nicht wahr, sag' ich euch. Es ist ja meine Mama!“

„Aber sie ist doch davongelaufen!“ beharrt fast triumphierend das blonde Marielchen. „Du kannst dich darauf verlassen; unser Rikchen hat's mir noch vorhin in der Küche gesagt!“

„Pah, euer Rikchen!“ sagt Meta geringelhäzig. „Schweig!“

Da stürmen die Kinder hinaus. Draußen ist Sonnen-glanz und Blütenduft, und die Spazierlärmten frech und froh in der Luft, und die Kinder spielen mit Marmeln und jauchzen und singen und schreien um die Wette mit den lärmenden Spazierlärmten.

Es ist weit schöner, draußen zu sein! Es ist weit an-genehmer, Metas junge unbehaagliche Augen nicht zu sehen!

„Du, wie die auf einmal gucken kann“, sagt Fritz beim Hinausgehen, „so blitzig, da wird einem ja ganz bange! Man kann doch wieder kommen, wenn man auch mal davonläuft! Das soll auch was!“

Drinnen aber liegt das kleine Mädchen und lauscht.

„Der arme Mann“, sagt jetzt leise schluchzend Tante Malchen, „und er hat sie so lieb gehabt!“ Dann führt sie ihr Taschentuch an die Augen. Eine Zeit bleibt es still in dem Raum.

Meta sieht trübe vor sich hin. Das weiß sie auch; aber wenn der Papa ihre schöne Mama hat küssen wollen, so hat sie oft hastig gesagt: „Nein, laß mich!“

Dann hat der gute Papa traurig gebliebt... und die schöne, schlanke Mama müde, unfroh.

Das ist immer so gewesen, auch nachdem der kleine Rudi gekommen.

Der Vater hat der Mutter die feinsten, duftigsten Sa-chen mitgebracht von seinen langen Geschäftsreisen, hat sie zärtlich und stolz vor ihr ausgebreitet; die Mutter lächelte kaum darob.

Und kürzlich, als der Vater spät abends zurückgekehrt und, nachdem er seinen Buben begrüßt und seinem Töch-terchen eine Puppe in die Arme gedrückt, auch seine schönen Gaben voll warmer Freude der Mutter überreicht, hat die mit gepreßter Stimme gesagt: „Deine Freigiebig-keit hat etwas Erdrückendes, Karl; laß doch endlich das alles! Wozu mich tiefer und tiefer verpflichten? Deine Güte ist grausam. Der Kauf ist doch lange geregelt!“

Bitter klangen die Worte!

Da ist in die guten Augen des Vaters ein jähres Sprü-hen gekommen, die sonst so gleichmütige Stimme hat scharf geklungen: „Schäme dich, Hertha!“

Über bald darauf hat er die feinen weißen Hände der Mutter zwischen seine starken Finger genommen: „Ich hab' dich ja schützen und schirmen wollen, Hertha, so laß doch das Grämen!“

Meta hat das alles in ihrem Bettchen gehört; ihre stürmische, jubelnde Freude an der Puppe ward plötzlich still. Sie hat Schweiß unter den Wimpern vorgeblinzelt.

Warum zittert die Mama unter dem Kuß, den ihr der Papa jetzt gibt?

Warum verschlingt sie in bittender Abwehr die Hände?

Meta hat lange nicht einschlafen können.

Aus dem Bette des Vaters klingt bald tiefes und ruhiges Atmen.

Aus dem Bette der Mutter aber ein leise gesflüsterter, ein betendes, schluchzendes, flehendes: „O Gott, mein Gott!“

Und durch die stille Nacht bläst ein Posthorn, mählich in der Ferne verhallend: „Denkst du daran?“ —

Der Papa ist alsbald auf die lange Winterreise ge-gangen, und beim Scheiden hat er sein Weib umfangen: „Ich habe Robert Hartmann gebeten, dich im Gesang-verein einzuführen, Hertha; da gibt es immer allerhand Berstreitung im Winter. Das wird dir gut tun, Kind, siehst ein wenig trübselig aus!“

Die Mutter ist tief erbläßt bei den Worten: „Ich habe ja die Kinder, Karl, ich brauche keine Abwechslung; Meta ist so verständig seit letztem Jahr.“

„Es ist mir aber doch lieber, Hertha, du gehst; ich will nicht, daß mir meine Freunde wieder den Vorwurf machen: Deine Frau führt ja das reine Klosterleben!“

„Wie du willst“, hat die Mutter gesagt und das feine Haupt gesenkt. (Schluß folgt.)

Der Kunstmaler.

Von Hermann Ryser.

Er ist ein Held. Oder muß ihm etwa nicht ein umfänglicher Mut zu Gebote stehen, wenn er mitten im Straßengewühl das Dreiein hinstellt und ungeachtet ganzer Horden zuschauender Zuschauer Leinwände und Papierbogen mit Farben bedeckt? Ganz gewiß ist er ein Held, dessen Körper, im Gegenlaß zu den gewöhnlichen Leuten, an Stelle der Nerven mit Baffstriden oder Drahtseilen durchzogen ist. Wenn beispielsweise ich mich hinsehe, um ein einfaches Rechteck zu zeichnen und es stellt sich neben mir ein Zuschauer auf, dann befällt mich der blasse Tatterich und das Rechteck wird zum Kreis. Ganz anders der Malkünstler. Unbegreiflich, wie er da inmitten allerhand Volkes seine sieben Sachen aufbaut, die Palette belegt und im Nu das herrlichste Gemälde beisammen hat. Ja, es scheint fast, als wirke der lebende Halbkreis hingerissener und kräftiger Anmerlungen austauschender Kiebitze geradezu beruhigend auf ihn.

Es ist nun zwar so: Der Zuschauer in seiner urwüchsigen Unbefangenheit versteht in der Regel von der Malerei nichts. Den Beweis hiefür liefert allein schon der Umstand, daß er stets ein Bild entstehen zu sehen begehrst, das mit dem vom Maler auserkorenen Geländeausschnitt einige Ahnlichkeit besitzt. Aber fast stets wird er in seinen überspannten Erwartungen enttäuscht, denn die Farben und Formen der Natur, wie sie der einfache Mensch sieht, spiegeln sich in der Kristallseele des Künstlers völlig anders wieder. Der Kunstmaler sieht bekanntlich die Dinge überhaupt nicht, er empfindet sie. Er erlebt. Fühlt sich in das Straßebild, die Fruchtschale, den Heustock und die brustbildheischende Dame. Empfindet dort pechige Schatten, wo die nicht-malenden Zeitgenossen Licht sehen, fühlt rund, wo es messerscharf kantig ist, wählt die wunderlichste Bläue, wo das Rot schreit und entwirft, durchschauert im Suchen nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten saftiggrüne Mädchengefäße.

An einem trübseligen Wintermorgen stieß ich unversehens auf einen Malerjüngling, der sich eben abmühte, seine Blache auf dem Dreiein festzumachen. Eigentlich wollte ich vorbeigehen, aber der Junge litt es nicht. Er bat mich mit großem Anstand um Feuer und lud mich zum Verweilen ein, genau das Gegenteil von dem, wie ich's an seiner Stelle gewünscht hätte. So legte ich mich denn neben seinen Farbkästen in den Schnee und hörte zu, was er mir über das Verhältnis der Malerei zur Photographie zu sagen hatte. Es lag dieser Gesprächsgegenstand insofern nahe, als ich die Kamera mit hatte. „Vom Malerstandpunkt aus“, erläuterte er mir, „ist die Photographie Lüge. Die Malerei ist ein seelischer Vorgang und die Knipserei ein mechanischer. Der Maler ist Darsteller und Beleber und der Lichtbildner Entsteller und Naturtöter.“ So prasselten seine Sinsprüche wie Boxerlöse auf mich nieder und ich lauerte lange umsonst auf einen kleinen Zwischenraum in seiner Rede, wo ich ihn mit ebenso guten Schlagworten aus dem Sattel heben konnte. Denn die Photographie ist der Malerei wenigstens im Punkte der Schlagworte überlegen. —

Mittlerweile begann mich des Malers Tätigkeit zu fesseln. Schon das von ihm ausgewählte Motiv erforderte — um etwas daraus zu machen — ein gerüttelt Maß göttlicher Eingebung, hatte er es doch auf die künstlerische Er-

fassung des Polizeipostens abgesehen. Nie habe ich den Triumph der Malerei über die Photographie so schlagend empfunden. Farblos, in ausgemachter Flauheit, lag das Haus da und jede Körperlichkeit war vom Dämmerlicht verschluckt. Aber ich „sah“ leider bloß, während der Jüngling „erlebte“. Und was ich sah, war entweder grau oder weiß. Was jedoch der Pinseljunge an dieckleibigen Farbenwürmern aus seinen Duben auf die Palette drückte, begann beim zarten Gelb, ging über leuchtenden Rötel und Grün und endete im Preußischblau.

Dann griff er auch schon nach einem achtungsgebietenden Borstenpinsel, warf einen bohrenden Blick auf das fläßliche Motiv und rieb sich die für ihn einzige mögliche Farbenmischung. Von diesem Augenblick an war ich für ihn nicht mehr vorhanden und hütete mich ängstlich, seine aufgewühlte Seele durch überflüssige Zwischenrufe zu beeinflussen.

Um obern Blachenrand fing er an in fiebender Eile zu tupfen und es entstand zu meinem höchsten Erstaunen ein Himmelsstück, das sich aus blauroten und grünen Klecken zusammensetzte. Hierauf erlebte er das Haus und die Bäume. Wo ich sah graue Mauern und Balken sah, pflanzte er grünen Mörtel und zinnobriges Holzwerk und sprenkelte in aufreizendsten Blautönen Baumkrönchen hin. Sämtliche Schattenstellen legte er in eigenartigen Tüpfel-schlägen an, die sich von Salamanderschnitten in nichts unterschieden. Schwarz, grau und weiß vermied er streng und sein Schne-Erleben schlug sich in einer herüdenden Mischung von gelb und weinrot nieder.

Die Tüpfelarbeit ermüdete ihn offenbar. Er keuchte fortgesetzt und seine Flanken zuckten wie beim dämpfigen Ross. Auf seinen Gesichtszügen, die bald schmerzverzerrt oder himmlisch verklärt waren, verfolgte ich den gigantischen Kampf, den er im heißen Ringen um die endliche Wahrheit in seiner Seele ausfocht. Und nebenbei wuchtete er ab und zu wie ein Fußballer die ins Gesicht gerutschte Mähne über seinen Schädel zurück und ließ seine Augen schrillwechseln.

Je weiter seine innere Erkenntnis gedielt, umso freizügiger gestaltete sich seine Farbenwahl. Hatte er anfänglich rasch nacheinander den Pinsel getauft, so hielt er bald einmal nichts mehr von dieser unnötigen Verzögerung. Er blieb also beim einen Borstenbesen und entwurmelte damit seine ganze Palette. Es schien völlig in seinen Schöpfungsplan zu passen, daß dieser Pinsel jedesmal, wenn er zinn- oder aufnahmen sollte, gleichzeitig auch ein wenig Malachitgrün und Delfterblau abbekam. Das Bild konnte dabei nur gewinnen.

Und plötzlich warf der Künstler sein Malgerät und sich selber in den Schnee und erklärte sein Werk als beendet und gelungen. Was blieb mir anders übrig als vor Scham die Augen zuzukneifen? Denn ich sah kein Bild, sondern bloß ein kindisches Tüpfelfeld auf der Leinwand. Aber ich möchte ihn keinen Blick tun lassen in die gähnende Leere meiner Seele, der das Erleben versagt war und lenkte mit Erfolg die Aufmerksamkeit des Malers auf meine nassen Rockhöhe.

Als ich später einmal ahnungslos die Stadt beging, fand ich die Tüpfelblache lebhaftig ausgestellt. „Landsitz“ hieß sie jetzt — und war bereits verkauft. Und da ich auch diesmal kein Haus und keinen Schnee, geschweige denn einen Landsitz erleben konnte, der ganze Polizeiposten vielmehr spurlos in einer zinnobrigen Sprengelorgie untergegangen war, schloß ich auf allzu geringe innere Väuterung und schlich mich gesenkten Haupes hinweg.

Sinnspruch.

Die Wahrheit zu nennen — ist Spiel,
Die Wahrheit erkennen — ist viel;
Die Wahrheit zu sagen — ist schwer,
Die Wahrheit ertragen — ist mehr.